

Menschen und Katastrophen. Eigenartige Verteilungen

Wolf R. Dombrowsky

Gedenktage müssen von den Dämonen der Vernebelung erfunden worden sein. Je feierlicher sie begangen werden, desto mehr verschwinden ihre Gründe. Wer erinnert sich an die europäischen Kapitale, die am 1. November 1755 in Trümmer fiel? Wer erinnert sich an Voltaires „Candide“ oder sein berühmtes Poem von 1756 oder an die Reflexionen von Kleist und Goethe über das „Erdbeben von Lissabon“, das eigentlich ein Tsunami war? Und wer erinnert sich der Gründe, über sie zu reflektieren? Wessen sollten wir heute gedenken, da wir doch gerade „Katrina“ und „Rita“ zu vergessen beginnen und der Tsunami in Südasien offizieller Gedenktage bedarf, um nicht vollends zu verblassen im Malstrom ewig neuer alter Bilder superlativer Untergänge? Was sagt uns New Orleans, was Banda Aceh und was sagt uns Lissabon 250 Jahre nach seinem Untergang? Sagt es uns überhaupt noch etwas? Sagen uns all die anderen Untergangsorte etwas, die seit dem unseren Katastrophenkalender bebildert haben? „Nein“, zischeln die Dämonen: „Gedenkt ohne Gedanken! Erschauert ohne zu schauen!“

Sprachlich sind „schauen“ und „Schauer“ verwandt, womöglich lag deswegen die Rezeption von „Katastrophe“ entlang von Theater und Ästhetik nahe. Im Pantagruel hatte Rabelais den Katastrophenbegriff ins Französische eingeführt, ganz im Sinne der schicksalhaften „Wende zum Schlimmeren“ des Aristotelischen Theaters. Lessing und Gottsched übernahmen diese Katastrophendeutung in die deutsche Sprache. Doch gab es jenseits der Stilisierung individueller Schicksalsschläge zur Katastrophe immer auch eine transzendente, religiöse Dimension. Sie geht bis zum Gilgamesch-Epos zurück, auf die „große Flut“, vor der Utnapischtim dank seines frommen Lebens ebenso errettet wird, wie Noah vor der Sintflut oder Deukalion vor der Flut Zeus´.

Dieses Katastrophenverständnis war eingebettet in eine „höhere Ordnung“. Ihre Repräsentanten drohten den sündigen Menschen Strafe an; sie vernichteten die Ungerechten und bewahrten die Gerechten. Im griechischen Neuen Testament, in der Offenbarung des Johannes wie auch in den Briefen Petrus an die Thessalonicher wurden diese Dräu- und Strafkatastrophen mit „katastréphein“ umschrieben. Auf diese apokalyptische Tradition hat sich Luther gestützt, vor allem dort, wo er Vorworte und Kommentare zu astrologischen Werken schrieb, wie z.B. zu Lichtenbergers „Prognosticon“ von 1521, einer kosmischen Untergangsvariante.

Eine deutlich andere, nicht-apokalyptische Tradition verbirgt sich hinter dem Begriff „Desaster“. „Des Astro“, der „Unstern“, rekuriert zwar auch auf ein (negatives) Geschick, also auf ein vorgezeichnetes Schicksal, doch wurde es nicht von (personalisierten) Göttern verhängt, sondern war an und in den Sternen ablesbar. Nicht mehr Offenbarung stand im Zentrum, sondern die Fähigkeit zur Beobachtung, Berechnung und Deutung. Dieser Unterschied markiert die mentale Seite des Übergangs zur Moderne und war die unverzichtbare Voraussetzung der Pombalschen Sicht auf Katastrophe.

Deswegen war 1755 kein tektonisches, sondern ein weltanschauliches Beben. Im Kern kreiste alles um die Frage, ob sich Gottes Wille und Wirken gegenüber einer sündigen Welt strafend

offenbart, oder ob eine Naturkraft gewirkt hatte, die sich beobachten, berechnen und beeinflussen ließ. Zum Entsetzen von Adel und Klerus sah Marquis de Pombal (1699-1782), Erster Minister des Königs, die Ursache der Schäden in den Fehlern des Bauens und Siedelns, in mangelhafter Organisation, im administrativen Schlendrian, im Fehlen von helfenden Ressourcen und dies in der falschen Verwendung von Reichtum. Nur Stand und Amt bewahrten ihn vor der Inquisition, die, darin wie immer hell wach, die Katastrophe nicht als Versagen der Verantwortlichen sah, sondern als Gefahr für ihre Macht. Pombal dagegen wollte Probleme lösen, nicht die Problematisierenden verbrennen. Deshalb überzeugte er den König, Lissabon nicht so wieder aufzubauen, wie es vor dem Beben war, sondern wie es seinen Einsichten gemäß „sicher“ wäre.

Die Aufklärung reflektierte Pombals Handeln als weltanschaulichen Perspektivenwechsel. Gott war, wenn überhaupt, nur noch eine Ursache unter vielen; der Mensch bestimmt sein Schicksal selbst, auch wenn er dadurch scheitert. Wo früher Gottes Wille geschah und vom Klerus offenbart und gedeutet wurde, musste nun menschlicher Wille begründet und gegenüber anderen Willen gerechtfertigt und durchgesetzt werden. Und wo früher an göttliche Allmacht und Allwissenheit geglaubt wurde, musste nun der Beweis angetreten werden, die Welt nach eigenen Einsichten und Maßgaben hervorbringen zu können.

Wer die Auseinandersetzungen der damaligen Protagonisten aus Klerus, Adel und Bürgertum verfolgt, dem wird sofort einsichtig, warum Fehlschläge, katastrophale zumal, für die frühbürgerliche Weltanschauung in ein Dilemma mündeten. Sofern der Mensch Schöpfer seiner Verhältnisse sein wollte, musste er das Schöpfen wagen, auch wenn er es noch nicht konnte. Dort, wo er erfolgreich wagte, bewies der Erfolg die Richtigkeit seiner Weltanschauung und damit die Überlegenheit über die alten Klassen, die als unproduktiv und schmarotzend gebrandmarkt wurden.

Doch wehe, er scheiterte. Dann bewies jeder Misserfolg das Gegenteil: die Lebensbedingungen nicht zu durchschauen und nicht zu beherrschen, folglich Gott zu lästern und deswegen bestraft werden zu müssen. Kein Wunder also, dass Katastrophe zum Unwort des aufstrebenden Bürgertums avancierte, das im Theater, nicht aber auf den Wegen zum Erfolg seinen Platz haben durfte. Umgekehrt wird dann verständlich, warum Goebbels "Katastrophe" verbot und in der Sowjetunion keine Katastrophen passieren durften: Weder die Herrenrasse noch der neue Sowjetmensch scheitern...

Der amerikanische Katastrophen-Soziologe L.J. Carr hat dieses Dilemma schon 1932 als Verdrängungsmechanismus beschrieben: Wenn die Deiche der Sturmflut trotzen, so Carr sinngemäß, dann loben wir die Ingenieurskunst. Halten jedoch die Deiche der Herausforderung der Naturkräfte nicht stand, so ziehen wir nicht die Deichbauer zur Verantwortung oder beklagen unsere generelle Unkenntnis, sondern wir verklären den Vorgang zur Naturkatastrophe, die angeblich unvorhersehbar über unser hereinbrach.

Die meisten Formulierungen über Katastrophen erweisen sich auf diese oder eine andere Weise als logischer Unsinn mit psychologischem Sinn. Eigentlich dürfte heute niemand mehr sagen, dass eine Stadt von einem Erdbeben (oder einem Tornado, oder welcher Naturkraft auch immer) zerstört wurde. Längst ist belegt, was Voltaire, Kant und Goethe anhand des Erdbebens von Lissabon argwöhnten: Der menschliche Umgang mit einer bekannten und absehbaren Gefahr war inadäquat. Oder, in den Worten Carrs, die kulturellen Vorkehrungen versagten gegenüber den Herausforderungen der Umwelt. Drückte man den Sachzusammenhang auf diese Weise aus, wären Konsequenzen unausweichlich, rekuriert man dagegen auf die Übermacht der Natur, so lässt sich eben nichts machen. Im

psychologischen Sinne bewirkt diese Art verdrängende Verschiebung eine recht angenehme Entlastung.

Natürlich trägt die Entlastung nicht dauerhaft. "Katastrophe" als Umschreibung für grundlegendes Scheitern erzwingt kausale Erklärung. Ohne Einsicht in die Gründe des Scheiterns bliebe auch das Nicht-Scheitern Zufall oder Fügung, unerklärlich und unberechenbar, jenseits von Wollen und Entscheiden. So gesehen bringen auch Irrtümer voran, zwingt das Scheitern, sofern es überlebt wird, zur Korrektur. Katastrophen erweisen sich damit als "Real-Falsifikationen", als empirische Widerlegungen unserer Tests auf Wirklichkeit. Insofern trägt die Katastrophenforschung nicht nur zum zukünftigen Vermeiden von Scheitern bei, sondern auch zu einer rationaleren Sicht menschlicher Handlungsbedingungen.

Von einem solchen Verständnis aus gewinnen Katastrophen eine positive Indikatorfunktion: Zum einen geben Katastrophen über die Ursachen des Scheiterns Aufschluss und damit über die Ansatzhöhe menschlicher Einsichtswilligkeit und -fähigkeit. Zum anderen geben Katastrophen als Real-Falsifikationen schlagende Hinweise auf all jene Probleme, für die eine rationale, planvolle Lösung gefehlt hat. So gesehen sind Katastrophen die ungeplanten und ungewollten Ergebnisse anthropogener oder anthropogen beeinflusster Prozesse, die noch nicht hinreichend unter Kontrolle waren. Katastrophen sind somit, jenseits von allem Leid und aller materiellen Schädigung, eben auch Hinweise auf Lösungsmängel. Sie sind irrationale Notausgänge, Überdruckventile gleichsam, für nicht bearbeiteten Problemstau.

Im Umkehrschluss lässt sich daraus die Größe des Lösungsbedarfs und die Armseligkeit unserer Lösungsfähigkeiten erkennen: Was müssten wir alles planvoll und rational regeln, wollten wir Katastrophen tatsächlich vermeiden? Was alles müssten wir ändern, wollten wir das Desastre überwinden? Und wäre es die Anstrengungen wert? Kostete nicht unter Umständen die Vermeidung von Katastrophen mehr Mühe und Last als die Katastrophe selbst?

Man denkt unwillkürlich an die Elbeflut von 2003. Da verweigerten Versicherungen Schadenersatz für Heizungsanlagen, wenn diese aus Einsicht auf dem Dachboden installiert werden sollten, statt abermals im Keller. Man ersetze nur Schäden und finanziere keine Neuinstallationen. Da baute die Bahn AG die ICE-Trasse nach Dresden exakt dort, wo alles fortgespült worden war, weil, so die Begründung, eine neue Trasse jahrzehntelange (!) Planungs-, Raumordnungs- und Genehmigungsverfahren erforderlich mache. Pombal hätte sich vermutlich die Haare gerauft.

Carr hatte auch diesen Zusammenhang gesehen und ihn „modern“, als ökonomisches Kalkül zu Bedenken gegeben. Für ihn stellten Katastrophen nichts anderes dar, als die Schäden selbst. Für ihn gab es keine Differenz zwischen Ereignis und Ergebnis, also zwischen „Katastrophe“ und einem von ihr „bewirkten“ Schaden, sondern nur eine Differenz zwischen Zumutung und Zurechnung: Wie viel Schaden lassen wir uns zumuten, bis wir ihn so zurechnen, dass etwas zu seiner Vermeidung getan werden muss? Man kann auch umgekehrt fragen: Welcher Art müssen Schäden sein, damit sich ihr Vermeiden vermeiden lässt? So gefragt erweist sich die Metapher von der „Naturkatastrophe“ nicht nur als Ideologie, sondern als nützliche Abwälzungsstrategie. Was die Natur „zumutet“, lässt sich nicht vermeiden.

Wollte man es vermeiden, musste man, mit Carr und Pombal gemeinsam, nach den wirklichen Bedingungen unseres Handelns fragen und sich in uneingeschränkter Verantwortung seinem eigenen Handeln und Unterlassen stellen. Das aber erforderte

Einsichten, um die wir uns noch immer drücken. So musste Dietrich Dörner, Psychologe an der Universität Bamberg, seine Simulationen über politisch-administratives Entscheiden abbrechen, weil die Politiker, die daran teilnahmen, durchgängig die fiktiven Gemeinwesen „Tanaland“ und „Lohausen“, ein Entwicklungsland in Afrika (mit den Stämmen der „Dagu“ und „Moro“) und eine Kommune in Deutschland, schon nach wenigen Handlungszügen ruinierten. Eine solche Blamage wollte niemand öffentlich werden lassen. Wie aber lösen wir das keineswegs auf Politiker beschränkte Dilemma, dass hoch komplexe und komplizierte Zusammenhänge weder uni-linear noch uni-kausal verarbeitet werden können? Und wenn dies schon unter „Normalbedingungen“ nicht aus dem Stand gelingt, wie sollen dann erst Situationen bewältigt werden, in denen alles drunter und drüber geht?

Pombal und Carr sahen das „Drunter und Drüber“ als *folgerichtiges* Ergebnis eines zu kurz greifenden Entscheidens und Handelns, Dörner nannte es „Die *Logik* des Mißlingens“, dem Volksmund war es seit langem geläufig: „Bei allem was du tust, bedenke stets das Ende!“ Carr sah darin keinen moralischen, sondern einen erkenntnistheoretischen Imperativ: Denkt man nicht vom Ende her, wird Scheitern zunehmend wahrscheinlicher, weil zuviele Mittel, die zum Erreichen der Ziele nötig sind, „unterwegs“ verzehrt werden, – von Störungen und Widrigkeiten, die man nicht hinreichend bedacht hatte. Spätestens dann muss man auf fremden Konten buchen, also die Kausalität verkehren, um nicht als unbedachter Versager zu erscheinen.

Insofern war Carr dann doch Moralist, weil er ein verantwortliches Einstehen für die eigenen Fehler einforderte. Er sah Katastrophen ausschließlich als das Versagen der eigenen „kulturellen Artefakte“ (vom konkreten Schiff bis zur wissenschaftlich-technischen Zivilisation allgemein) und somit Scheitern immer als Ergebnis fehlerhaft kalkulierter Ziel-Mittel-Bestimmung im Umgang mit Natur.

Auch diese Einsicht ist nicht wirklich neu, doch wird Kalkulierbarkeit nicht einfacher, sondern schwieriger. Alles menschliche Leben und Überleben ist abhängig von der richtigen „Passung“ unserer kulturellen Artefakte mit den Systembedingungen unseres blauen Planeten. Die Simulationen der Klimawirkungsforschung schlugen sich von Anbeginn mit dem Problem herum, wie man Aussagen über die „richtige Passung“, z.B. über den global verkräftbaren Energieverbrauch machen kann, wenn man die Anfangsbedingungen unseres Klimasystems nicht genau kennt und die realen Verlaufsbedingungen tagtäglich verändert. Das ist nicht mehr das klassische Experiment im klassischen Labor, nicht mehr die Reduktion der Wirklichkeit auf eindeutige Wirkkräfte hier und vernachlässigbare Randbedingungen dort. Längst lassen die Zauberlehrlinge ihre Besen in der Wirklichkeit tanzen, ist die Wirklichkeit selbst zum Labor geworden, ohne dass die Abertausenden täglicher Veränderungen protokolliert werden oder sich ihr Scheitern ungeschehen machen ließe. Erst langsam etabliert sich eine systematische Erdbeobachtung, die mit den Laborprotokollen der frühbürgerlichen Wissenschaft vergleichbar wäre. Um unsere fortwährend veränderten Existenzbedingungen dennoch halbwegs verstehen zu können, müssen wir das bislang als erkannt Geglaubte so lange Probe laufen lassen, bis sich die Ergebnisse der dynamischen Simulationen mit der empirischen Geschichte annähernd in Deckung bringen lassen. Dabei stochern wir mehr denn je im Nebel. Die mangelnde Deckung zwischen Simulation und verfügbarer Datenlage zeigt, dass weitere Zusammenhänge einbezogen (z.B. Wolken, Gletscher, Polbedeckung) und hinreichende Daten darüber erst noch erhoben werden müssen. Das aber erweist sich als unmöglich, weil sie zum einen historisch fehlen und zum anderen jeden Tag durch unsere Interventionen, deren Wirkung wir aufklären wollen, schon wieder verändert werden (wie z.B. Gletscher- und Polabschmelzung). Die Wahrscheinlichkeit, im Heuhaufen des Kombinierbaren die Stecknadel der passenden Kombination zu finden, ist zwar ungleich

höher als die Wahrscheinlichkeit, dass ein Schreibmaschine schreibender Schimpanse irgendwann ein Shakespear'sches Sonett zurechtippt, aber trotzdem nicht grundlegend anders. Wir brauchen, um im Bild zu bleiben, neben Schreibmaschine und Alphabet auch eine Grammatik und eine Semantik (und noch nötiger wohl eine Ästhetik). Genau daran tippen wir herum, während wir immer weiter in den Makro- und Mikrokosmos vorzudringen versuchen, allerdings mit dem Unterschied, dass wir dabei noch eine geeignete „Schreibmaschine“ und ein „Alphabet“ mit erfinden müssen.

Dem lag von je die Hoffnung zugrunde, sowohl die Bedingungen von Handeln und Entscheiden als auch der äußeren Welt „in den Griff“ zu bekommen. Jede Hoffnung paarte sich dazu mit Vorstellungen von „Ordnung“. Ordnung war und ist ein Synonym für Regelmäßigkeit – ob sie der Mensch offenbart bekommt, ob er sie erfühlt oder erträumt, oder ob er sie wissenschaftlich erforscht. Ohne Regelmäßigkeiten wäre die Welt unerkennbar und Handeln unmöglich. Deshalb wohl erfassen alle Lebewesen Zustandsänderungen am schnellsten. Für Katastrophen gilt dies in besonderem Maße. Sie stellen die Welt innerhalb von Sekunden auf den Kopf und jede Art „Weltanschauung“ vor die größten Probleme: Wie „erklärt“ sie derartige, von niemandem gewollte Zustandsveränderungen? Im klassisch mittelalterlichen Denken war sie ineins Strafe und Drohung Gottes und erheischte Buße, Reue und ein tugendhaftes Leben. Andere Offenbarungssysteme opferten stattdessen ihre Propheten oder wechselten gleich die Gottheit, oder schickten Sündenböcke in die Wüste. So setzten sich Systeme durch, die Erklärungsnotstände am besten zu vermeiden wussten.

Das Wissenschaftssystem ist darin am raffiniertesten, weil es ihm gelang, Erfolge als originäre Leistung auszugeben und Misserfolge, wie Carr aufzeigte, auf fremden Konten zu buchen. Bis heute sprechen Ingenieure und Naturwissenschaftler bevorzugt von „Natur“katastrophen, als hätten Katastrophe und Natur etwas miteinander zu tun. Dabei war der Satz: „Ein Erdbeben zerstörte San Franzisko“ schon 1906 von Grund auf falsch. Die San Francisco Times rückte unmittelbar nach dem Beben die Tatsachen zurecht. 80 Prozent aller Zerstörungen entstanden durch Sekundärschäden, insbesondere Feuersbrünste. Fehlende Sperrventile, offene Gasleitungen und eine miserable Bauweise (Holzhäuser ohne Brandschutzwände, Gründung auf Sand) waren der eigentliche Grund für die Zerstörung der Stadt.

Doch warum wird auch im 21. Jahrhundert noch immer von Naturkatastrophe geschwätzt und eine Kausalität unterstellt, die schon Pombal und Carr vehement ablehnten? Die Antwort steht längst im Raum, es fehlt nur ein wenig Licht...

Am meisten fehlt es, wenn „Scheitern“ wissenschaftlich erklärt werden müsste. Darf man im Kontext eines wissenschaftlichen Weltbildes von Unglück sprechen, von Disaster (des astro = Unstern) oder Katastrophe? Wäre dann „Gelingen“ Ergebnis von Glück, guten Sternen oder göttlichem Geschick? Nach Sir Karl Poppers „Fallibilismus“ erwiesen sich Theorien über die Wirklichkeit als falsch, wenn sie widerlegt werden können. Verbindet man dieses Prinzip mit Carrs Auffassung von Katastrophe als dem Versagen der kulturellen Artefakte gegenüber ihrer Zweckbestimmung, so ergibt sich ein unbehaglicher Schluss. Dann wären Katastrophen die reale, empirische Widerlegung unseres praktischen Handelns und unserer Ansichten über die Welt, also eine Real-Falsifikation und keineswegs ein besonders großer Un-Fall jenseits und außerhalb unseres sonstigen Handelns und Funktionierens.

Was waren unter einer solchen Blickrichtung „Katrina“, „Rita“ oder „Lissabon“? Nichts anderes als massive Widerlegungen von Ansichten, Entscheidungen und Handlungen, mithin folgerichtige Resultate aus maroden Deichen, riskanter Besiedelung, mangelhaften

Baustrukturen, unsicherer Elektrizitätsversorgung, schlechter Kanalisation, brüchiger Infrastruktur, fehlender Hilfe, massenhafter Armut und Analphabetismus. Welcher Faktor über welche Zeiträume mit welcher Wirkkraft zur „Sollbruchstelle“ des Konglomerats „Mississippi-Delta“ und Golfregion werden konnte, ist Puzzle richtigen Kombinierens aus der Kombinatorik aller möglichen Faktoren.

Ob diese Kombinatorik insgesamt und die konkrete Kombination vor Ort (einschließlich der administrativen und politischen Entscheidungen bei der Schadensbewältigung) tatsächlich aufgeklärt werden, ist fraglich. Zumeist besteht an solchen erhellenden, systematischen Aufklärungen kein wirkliches Interesse. (Die wenigen kritischen Berichte verschwinden häufig in unzugänglichen Schubladen.) Warum auch? Hätten nicht alle Beteiligten ihre Falsifizierung zu fürchten und die Konsequenzen, die sich daraus ergeben? Stattdessen wird mit viel Pathos für einen schnellen Wiederaufbau mobilisiert, nach dem Motto: Wer handelt denkt nicht.

Im Elbegebiet fand ein solcher schneller Wiederaufbau statt. Mit der Entscheidung, die alten Heizungen in den Keller, die Öltanks und Telefonverteiler unter die Erde und Strassen wie Bahntrassen in den Unterspülungsbereich zu legen, ist der Weg in die nächste Katastrophe zielsicher programmiert. Wann sie eintritt, ist ungewiss, doch hatte der Eintritt von Natur ins menschliche Leben immer nur ein einziges Mal etwas mit Katastrophe zu tun – beim ersten Schritt ins Ungewisse. Danach ist man nicht mehr im Zustand unschuldiger Dummheit, sondern Erbe einer 250jährigen Geschichte. Dass ausgerechnet Wissenschaft, als erklärte Gralshüterin dieser Geschichte, immer noch versucht, Scheitern wie einen Untoten in „Un“-Reiche (von Unfall und Unglück) zu verbannen, statt als Realfalsifikationen ihrer angewandten Ergebnisse zu begreifen und als Prüfkriterium für ihre Richtigkeit zu nutzen, lässt Schlimmes fürchten. Entweder ist man auf dem Wege zu Uneinsichtigkeit, oder erschreckend entfernt von einem angemessenen wissenschaftlichen Sonett.

Carr, Lowell Juilliard: “Disaster and the Sequence-Pattern Concept of Social Change”, *American Journal of Sociology* 38 (1932): 207-218

Dörner, Dietrich/ Kreuzig, Heinz W./ Reither, Franz/ Stäudel, Thea (Hg.): Lohausen - Vom Umgang mit Unbestimmtheit und Komplexität. Bern: Huber 1983

Dörner, Dietrich: Die Logik des Mißlingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 1989